

(Nachdruck verboten.)

87)

Die Mutter.

Roman von Magim Gorzi. Deutsch von Adolf Heß.

„Hör auf mit solchen Reden, Nikolai!“ sagte Pawel freundlich.

„Ja, wirklich, was ist das eigentlich!“ fiel die Mutter ein. „Sagst ein so weiches Herz und brüllst dabei immer . . . Wozu das?“

Es war ihr in diesem Augenblick angenehm, Nikolai vor sich zu sehen, und sogar sein podennarbiges Gesicht erschien ihr hübscher. Und er tat ihr leid, wie noch niemals . . .

„Ich taue zu nichts anderem, als zu solchen Dingen!“ sagte Nikolai dumpf, die Achsel zuckend. „Ich überlege und überlege — wo ist eigentlich mein Platz? Habe keinen! Man muß mit den Leuten reden, aber ich — verstehe das nicht! Ich sehe alles . . . fühle alle Kränkungen der Leute . . . aber sagen kann ich es nicht! Meine Seele ist stumm!“

Er trat zu Pawel, senkte den Kopf, stocherte mit dem Finger auf dem Tisch und rief kindlich flehend, was ihm gar nicht stand:

„Gebt mir doch irgend eine schwere Arbeit, Freunde! Ich kann nicht so ohne jeden Sinn leben . . . Ihr alle seid ganz bei der Arbeit . . . Ich sehe, wie sie zunimmt . . . und habe selbst keinen Teil daran! Fahre Balken und Bretter . . . Wie kann man so leben? Gebt mir doch eine schwere Arbeit!“

Pawel sagte ihm bei der Hand und zog ihn zu sich heran. „Wir werden Dir eine geben!“

Aber hinter dem Vorschlage hervor tönte die Stimme des Kleinrussen:

„Ich lehre Dich setzen, Nikolai, dann arbeitest Du als Seher bei uns, bist Du damit einverstanden?“

Nikolai trat zu ihm und sagte:

„Lehr es mich, und ich schenke Dir dafür dieses Messer.“ „Scher Dich zum Teufel mit Deinem Messer!“ rief der Kleinrusse und lachte plötzlich laut auf.

„Ein schönes Messer!“ meinte Nikolai beharrlich. Pawel lachte ebenfalls.

Da blieb Wjessowitschikow mitten im Zimmer stehen und fragte: „Geht das auf mich?“

„Nun ja!“ erwiderte der Kleinrusse, indem er vom Bett wipprang. „Kommt, laßt uns aufs Feld gehen, spazieren. Eine schöne Mondnacht. Wollen wir gehen?“

„Gut!“ sagte Pawel.

„Auch ich gehe!“ erklärte Nikolai. „Ich hab es gern, Kleinrusse, wenn Du lachst . . .“

„Und ich, wenn Du so schöne Geschenke versprichst,“ erwiderte der Kleinrusse lachend.

Als er sich in der Küche ankleidete, sagte die Mutter brummig zu ihm:

„Zieh Dich warm an . . .“

Und als sie alle drei fortgingen, schaute sie ihnen durch's Fenster nach, blickte dann auf das Heiligenbild und sagte leise: „Gottgott, hilf ihnen!“ . . .

XXVII.

. . . Die Tage flogen einer nach dem anderen mit einer Geschwindigkeit dahin, die der Mutter nicht erlaubten, an den ersten Mai zu denken; nur nachts, wenn sie von der lärmenden, aufregenden Tagesarbeit müde im Bett lag, bohrte es leise in ihrem Herzen:

„Wenn es nur erst vorüber wäre . . .“

Im Morgengrauen heulte die Fabrikpfeife, ihr Sohn und Andrej tranken schnell Tee, aßen und gingen fort, nachdem sie der Mutter ein Duzend Aufträge hinterlassen hatten. Und sie drehte sich den ganzen Tag im Kreise, wie ein Eichhörnchen im Rad, kochte Mittagessen, blaue Farbe und Veim für die Aufrufe; dann kamen Leute, brachten Briefe für Pawel und verschwanden, nachdem sie sie mit ihrer Erregung angestekt.

Die Blätter, die die Arbeiter aufforderten, den ersten Mai zu feiern, wurden jede Nacht an die Säune geklebt, sie erschienen sogar an der Tür des Polizeiamtes, und man fand sie jeden Tag in der Fabrik. Morgens streiften Polizisten

Schimpfend durch die Vorstadt, rissen und kratzten die blauen Zettel von den Säunen, aber mittags flogen sie wieder auf die Straße und unter die Füße der Passanten. Aus der Stadt wurden Agenten geschickt, die an den Ecken standen und die munter und lebhaft von der Fabrik zum Mittagessen und wieder zurückgehenden Arbeiter musterten. Es machte allen Vergnügen, die Ohnmacht der Polizei zu sehen, und selbst bejahrte Arbeiter sagten lachend zu einander:

„Wie fein sie die Sache anstellen!“

Überall versammelte man sich in Hausen und erörterte eifrig die aufregende Proklamation. Das Leben wogte hoch auf, es war in diesem Frühjahr für alle besonders interessant, brachte allen etwas Neues, den einen — neuen Grund zur Erregung, zu böartigem Geschimpf über die Rebellen, den anderen — unklare Unruhe und Hoffnung, den dritten aber — sie waren in der Minderzahl — die frohe innige Ueberzeugung, daß sie jetzt die Macht bildeten, die alle aufrüttelten.

Pawel und Andrej schliefen nachts fast gar nicht und erschienen erst kurz vor dem Fabriksignal zu Hause, beide heiser, müde und blaß. Die Mutter wußte, daß sie Versammlungen im Walde beim Sumpf abhielten und es war bekannt, daß Späher umherkriechen, einzelne Arbeiter festhielten und durchsuchten, die Gruppen auseinandertrieben und bisweilen diesen oder jenen verhafteten. Sie sah ein, daß man jede Nacht ihren Sohn und Andrej verhaften könnte. Oft erschien es ihr als das allerbeste.

Die Untersuchung in der Mordangelegenheit des Listenführers wurde sonderbarerweise niedergefallen. Zwei Tage lang fragte die Polizei verschiedene Leute aus, und nachdem ein Duzend verhört war, verlor sie das Interesse am Morde.

Marja Korssunowa sagte in der Unterhaltung mit der Mutter, indem sie die Ansicht der Polizei wiedergab, mit der sie wie mit allen Leuten auf gutem Fuße stand:

„Wie ist der Schuldige herauszufinden? An jenem Morgen haben vielleicht hundert Menschen Issai gesehen und neunhundert, wenn nicht mehr können ihm eine Ohrfeige gegeben haben. . . . Sieben Jahre lang hat er alle schikaniert . . .“

Der Kleinrusse veränderte sich seltsam. Im Gesicht magerte er ab, seine Augenlider wurden schwer, senkten sich. Er lächelte seltener, eine scharfe Falte zog sich in seinem Gesicht von den Nasenflügeln aus zu den Mundwinkeln. Er sprach weniger von gewöhnlichen Dingen, geriet aber häufiger in leidenschaftliche Erregung und in eine trunkene, alle bezaubernde Begeisterung, indem er von der Zukunft und von dem schönen strahlenden Fest sprach, wo die Freiheit und Vernunft triumphieren würden.

Als die Nachforschungen wegen der Ermordung Issais von der Behörde eingestellt waren, sagte er mit traurigem Lächeln:

„Nicht nur das Volk, sondern auch die Leute, die uns wie die Hunde hegen — sind ihnen nichts wert. . . . Nicht der Judas tut ihnen leid, sondern ihre Silberlinge . . . nur sie“ . . . Und nach kurzem Schmeigen:

„Ich aber empfinde, je mehr ich an ihn denke, Mitleid mit dem Menschen. Ich wollte nicht, daß er getötet wurde, wollte es nicht!“

„Hör auf, Andrej!“ sagte Pawel fest. Die Mutter fügte leise hinzu:

„Was geschehen ist, ist geschehen! . . .“

„Zwar richtig — aber nicht tröstlich!“ erwiderte der Kleinrusse verdrücklich.

Diese Bemerkung machte er oft, und in seinem Munde bekam sie einen besonderen, weitgehenden, bitteren und scharfen Sinn.

. . . Und endlich kam er, der erste Mai.

Die Dampfpfeife brüllte wie stets gebieterisch. Die Mutter, die die Nacht keinen Augenblick geschlafen hatte, sprang vom Bette auf, tat Feuer in den Samowar, der schon gestern zurecht gemacht war, wollte dann ihren Sonn und Andrej wecken, überlegte es sich aber, setzte sich ans Fenster und legte die Hand so ans Gesicht, als wenn sie Zahnschmerzen hätte.

Am blaugrauen Himmel schwamm eine Schar weißer, rosigiger, leichter Wolken; die flogen wie große, vom Dampf-

gebrüll erschreckte Vögel dahin. Die Mutter sah den Wolken nach und beobachtete sich selbst. Ihr Kopf war schwer, und die von der schlaflosen Nacht eingefallenen Augen trocken. Eine sonderbare Ruhe herrschte in ihrer Brust, ihr Herz schlug gleichmäßig, und sie dachte an ganz einfache Dinge. . . .

„Ich hab den Samowar zu früh aufgestellt, der kocht über! Laß sie heut etwas länger schlafen. Haben sich beide abgequält . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Eine wunderfame Erhörung.

Humoristische Skizze von Lina Leidl.

„Schad', daß man sich nit g'scheit sehn kann in dem alten Echerben drin!“ bedauert die Berghäusl-Roni, die eben damit beschäftigt ist, sich vor einem kleinen, halberblindeten Spiegel ihre schweren, nußbraunen Böpfe in Kranzesform auf den Kopf zu nesteln. Es wäre auch in der Tat ein zu reizendes Bild gewesen, das ihr ein größerer, weniger beschädigter Spiegel zurückgestrahlt haben würde und die hochgehobenen, kräftigen runden Arme hätten den passendsten Rahmen dazu gegeben. Grad zum Anbeißen war es gewesen, das junge, lebfrische Dirndl mit seinem rotbadigen Apfelsgesichterl, seinen leuchtenden Kirschenschlüssen, seinen schwarzen Schelmenaugen und seinem üppigen, von einem grobleinenen Hemd nur leicht bedeckten Busen. Während die Roni noch so in ihre Selbstbetrachtung vertieft ist, kommt ihre Mutter, das Berghäuslweib, aus dem Ziegenstall in die Stube zurück.

„Jetzt schau aber, daß Du fertig wirst mit Deiner Haartracht!“ herrscht sie das erschreckt ineinander fahrende Dirndl an. „Dem Kachelhuber mußt doch heut noch Whuat Gott sagen.“

Ach ja, die Roni mußte sich ja auch noch von ihrem Bräutigam, das war nämlich der Kachelhuber, verabschieden! Das mußte sie freilich heut abend noch tun. Morgen früh war der ja noch gar nicht aus dem Bette, wann sie schon fort mußte. Ueberhaupt, der Kachelhuber . . . der will ihr halt gar nicht in den Sinn.

„Ich weiß es selber nit, Mutter!“ gibt sie deshalb nun auch ihren Bedenken Ausdruck. „Wenn ich halt oft so nachsinniger drüber, nachher mein ich doch, es wär g'scheiter, wenn ich gleich den Hans herraten tät und nit zuvor noch den Kachelhuber. Weil es schier gar kein Zusammenstand ist mit uns zwei. Ich bin noch nit ganz 22 und er ist schon bald 73 Jahr alt. Haben uns auch alle Leut aus'g'acht neulich, wie wir miteinander in den Pfarrhof gangen sind zum Einschreiben. Und mir selber, mir wär auch bald das Lachen auskommen. La ut auf hält ich lachen können, wie uns der Pfarrer eine ellenlange Belehrung über Kindererziehung geben hat und wie er sich ein solches ernsthaftes G'schau ang'macht hat dabei, als wie wenn ihm auch wirklich so g'wesen wär, wie er g'sagt hat.“

„Ach was da!“ widerredet das Berghäuslweib und schupft geringschätzig die Achseln. „Laß halt die Leut lachen und den Pfarrer reden! Die Hauptsach ist, daß Du nit dumm bist. Dein Hans ist ja ein sauberer Bursch und brav ist er auch — alles, was wahr ist. Aber damit ist einem halt nig dient. Und sonst hat er nig, sell wirst wissen. Na und Du? Hast etwa gar Du was? Sags nur grad selber! Ein G'rett wär's, ein notiges. — Herentgegen wenn Du jetzt noch g'schwind zuvor den Kachelhuber heiratest, nachher gehst gleich aus einem andern Ton. Da sißest Du schon gleich schön warm im Nest drin und der Hans, der kann sich alsdann auch neinsitzen zu Dir, — wann es einmal so weit ist. — Verstehst mich schon, wo ich a u s will, gelt?“

Natürlich verstand die Roni. Sie wußte gar wohl, daß ihre Mutter mit den letzten Worten auf den baldigen Tod des ihr aufgedrungenen Bräutigams anspielte. Doch konnte sie nicht so zuversichtlich sein. Daher stimmte sie auch nur zögernd zu: „Sell schon. — Aber daß ich halt fürcht, ich . . .“

„Fürcht ich . . . fürcht ich!“ spöttelt das Berghäuslweib. „Was gibst denn da leicht zu fürchten? Hättest etwa gar noch ein Bedenken? In einem solchen Fall? — Dirndl, Dirndl . . . tu Dich nit versündigen! Du hast ohnedies mehr Glück wie Verstand. Schau, da ist der Hans wieder ein anderer! Der weiß die Sach' selber zu würdigen. Der will noch gern ein Zeil zuwarten, hat er g'sagt. Warum? Weil er weiß, daß es nicht allzu lang anstehn kann, bis Du Wittib und wieder frei bist und weil Ihr nachher das schönste Machen habt miteinander auf dem großen, schuldenfreien Kachelhuber Anwesen.“

„Ist ja alles ganz gut und schön gewesen, was die Mutter da gesagt hat, aber ihre Zweifel hat die Roni immer noch nicht los werden können. Drum hat sie auch die Ned, die ihr vorhin so kurzweg abgeschritten worden ist, wieder aufgenommen: „Daß ich halt fürcht, daß man sich oftmals auch ganz leicht verrechnen kann . . . Die Alten, die sind mitunter die Allerzähesten.“

„Ach was da! Zum Weltabbrechen kann er doch nit dableiben, der alte Datterer. Ruht halt recht fleißig beten, daß er bald stirbt! Für was gehst denn morgen mit wallfahrten? Da hast gleich die schönste Gelegenheit dazu. Kannst von mir aus sogar eine Mess' aufschreiben lassen bei den Kapuzinern.“ Nun leuchtet der Roni die Sache schon besser ein. Ein Bedenken hat sie aber

doch noch: „Ja, sell ist schon recht, wegen der Mess',“ meint sie. „Aber daß es halt doch noch einen Sakel hat dabei. Du weißt es doch, daß, wenn man eine Mess' aufschreiben läßt, man auch die Meinung angeben muß, in der sie gelesen werden soll. Da kann ich zum Kapuziner doch nit sagen: für den Kachelhuber, damit er bald stirbt. Dies geht doch schier gar nit!“

„Da kann mans halt wieder sehen, wie jung und dumm Du noch bist! Da sagst ganz einfach: für den Kachelhuber um eine glückselige Sterbstund und denkst Dir dabei g'schwind: aber um eine reat baldige . . . Dies gilt nachher grad so viel, als wie Dus angeben hättest.“

Jetzt erst leuchtet es dem Dirndl ganz ein und es beschließt, nach dem guten Ratsschlag zu handeln.

„Ist schon wahr, ja — morgen gehens ja nach Altötting mit dem Kreuz!“ nickt der Kachelhuber seiner jungen Braut zu, wie diese ihm den schuldigen Abschiedsbesuch macht. „Habs selber schier so halb und halb im Sinn g'habt, das Mitgehn. Aber jetzt seh ich doch, daß ich Abstand nehmen muß davon, weil ich's Gliederreißen so stark kriegt hab, weißt. Da könnt ich nit mitmarschieren — nit um eine g'schädige Ruh. — Wird morgen wieder den ganzen Tag im Bett liegen bleiben müssen, dies g'spür ich heut schon.“ Trotz jener Lamentation macht aber der Alte durchaus keinen hinfalligen Eindruck auf die Roni. Im Gegenteil, wie sie ihren Bräutigam so für sich betrachtet, kommt ihr der Gedanke: der schaut aber noch gar nit so aus, wie wenn er das Sterben schon bald im Sinn hätte . . . da dürfte die Mutter Gottes wohl drunter helfen; ein Wunder dürfte sie schier tun. — Na ja, wer weiß, ob nicht auch eines geschieht. Hat ja schon öfters ganz wunderfame Gebets-erhörungen gegeben . . . Schon der Umstand, daß der Kachelhuber durch seinen leidenden Zustand an der Teilnahme bei der Wallfahrt verhindert wurde, erschien der Roni als eine gute Vorbedeutung. Da konnte sie viel freier und unbeengter und daher auch viel wirksamer beten, als wenn sie sich von den trotz seines Alters noch sehr scharf blickenden, dabei auch noch ein bißchen eifersüchtigen Augen ihres Bräutigams beobachtet wußte . . .

„Laß Dir fein ein gutes Bett geben in der „Alten Post“, gelt Moni! stört der Alte seine junge Braut aus ihrem Gedantengang, indem er ihr zu dem besagten Zwecke ein paar harte Taler einhändig. „Wenn Du nachher wieder zurückkommst und es ist mit meinem Gliederreißen wieder besser derweil, nachher fahren wir auch gleich zum Notar miteinander. Da sehen wir dann den Ehevertrug auf und da mach ich Dich zu meiner alleinigen Erbin — gelt Moni! schlägt er ihr unter zärtlichem Streicheln vor und die also Liebfolte stimmte ihm mit lebhaftem Kopfnicken bei. Da war sie, oder vielmehr ihre Mutter, so schon so viel wie am Ziele ihrer Wünsche dann.“

Punkt vier Uhr bricht am nächsten Morgen der Wallfahrtszug auf. Paartweise ordnen die „Kreuzleut“ sich hinter der roten, goldbefranzten Kirchenfahne. Anhaltendes, feierliches Glockengeläute und lautes Beten schallt durch die stille Morgendämmerung. Unter die rauhen, hiebassigen Stimmen des vorangehenden Männervolles mischt sich das sanftere, hellere Organ der hinten nachkommenden Weiberleute. Solange es noch durch die Straßen des Dorfes geht, sucht eins das andere im Schreien zu übertreffen. Die sollen nur alle wach werden über dem Spektakel und sollen auch nimmer einschlafen können, die so auch zu faul sind zum Mitgehen . . . Vor dem Wirtshaus zu Reichbach, wo man so ungefähr die Hälfte des sechsständigen Marsches hinter sich hat, löst sich der Zug zu kurzer Rast auf. Des lästigen, formellen Zwanges und mit ihm der peinlich genauen Geschlechtsstrennung los, sucht das Weib den Mann, die Schwester den Bruder, das Dirndl den Buben, die Gevatterin den Gevatter. Die Nachbarin schaut, daß sie beim Nachbarn einmal trinken darf . . . Denn für ein einschichtiges, achtbares Weiberleut tät es sich nicht gut schiden, wenn es sich selber eine Maß Bier laufen tät. Dafür sind die Männerleut da, an einem solchen Tag. Und die sind sich ihrer Pflicht denn auch bewußt. Die tragen schon Sorg, daß kein Weiberleut verdursten muß. Besonders ein junges, sauberes Dirndl hat kein solches Unglück zu befürchten brauchen. Drum hat auch die Berghäusl-Roni sich nicht lang kümmern, sondern sie hat sich einfach denkt: „Ich werd schon bei einem zu treffen kommen in Gottesnam!“

Und richtig! Kaum hatte sie einen Fuß in die Gaststube gesetzt, hat ihr auch schon der Hans, der als frommer, tugendssamer Jüngling auch mit wallfahrten gangen ist, mitten aus dem Getrüb heraus seinen frisch gefüllten Maßkrug entgegen gehalten und hat zu ihr gesagt: „Da, trink, Hochzeiterin, und g'segne Dir's Gott! — Wird Dir auch das Raul schon hübsch trocken worden sein vor Lauter fleißig beten.“

„Laut übermütigem Lachen setzt die Roni zum Trunke an . . . Wohlgenut und neugestärkt geht nach beendigter Rast in allhergewohnter Ordnung weiter. Steht das, doch nicht so ganz. Es dauerte nun eine schöne Weile, bis die nötige Ruhe und Ordnung wieder hergestellt war. Die Weiberleut haben gar so eine Nordsgaudi vollbracht. Versteht sich, die sind das Bier nicht so gewöhnt gewesen wie die Mannsbilder. Gaben es noch dazu ein „bißl gach“ hineingetrunk und da ist es ihnen halt auch gleich in den Kopf gestiegen. Schier gar nimmer wären sie aus dem Lachen und Rudern herausgekommen, wenn der Pfarrer nicht ganz kreuzgiftig darunter gefahren wär . . .“

Endlich sind sie alle mitsammen glücklich in der Wallfahrtskirche angelangt und der Berghäusl-Moni ist es dank ihrer kräftigen Ellenbogen gelungen, sich ganz vorne in der Nähe des Gnadenaltars einen guten Platz zu erobern.

„Heilige Mutter Gottes von Alötting!“ hat sie mit andächtig gefalteten Händen gefleht. „Schau, ich bin jetzt extra so weit herkommen zu Dir, damit ich Dir mein Herz ausschütten kann. Dafür mußt mir aber auch jetzt ganz g'wis' drunter helfen, daß ich den Hans bald heiraten kann!“ Hat sich doch schöner angehört, wenn sie grad um dies bittet, als wie wenn sie g'sagt hätte: laß den Kachelhuber bald sterben! — Und die Muttergottes, die wird es ohnedem wissen. Die wird nicht verlegen sein drum, wie sie es machen soll, damit sie und der Hans baldigst zusammenkommen . . .

Wie die Moni dann mit den übrigen Andächtigen die Gnadenstätte verlassen hat, da ist ihr so frei und so leicht gewesen ums Herz, als ob ihr Gebet schon Erhörung gefunden hätte . . .

Dem Rat ihres Bräutigams folgend, hat sie sich dann in die „Alte Post“ verfügt, um sich daselbst eine gute Nachtherberge zu sichern. Und wie sich was schicken will: hat auch der Hans da so „zufällig“ ein Unterkommen gefunden. Und weil es sich grad so schön geschickt hat, haben sie sich gleich an einen Tisch hingesezt miteinander. Und weil an dem Tisch schon so viele Leut dort geseßen sind, haben sie hübsch eng zusammenrücken müssen. So eng, daß der Hans für seinen rechten Arm gar keinen anderen Platz mehr gefunden hat, als daß er ihn der Moni um die Mitte rum gelegt hat. Und weil in der großen Wirtsstube vor lauter viel Wallfahrer ein solches Getrüb und ein solches Gesehrei gewesen ist, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen hätte können, drum haben sie sich alles in die Ohren sagen müssen. Und weil der Hans lauter so dumme Schnaxen dahergebracht hat, darum ist die Moni alleweil blutrot worden im Gesicht. Und weil — und weil — — Na, das beste ist gewesen, daß niemand aufgemerkt hat, auf sie zwei. Daß alle anderen Paare auch zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen sind, als daß sie Beobachtungen hätten anstellen können. Bloß da drüben, so ein paar Tische von ihnen entfernt, hat so ein einschichtiges, altes Männlein geseßen mit blauen Augengläsern und schwarzem Schnurrbart, und hat sich anscheinend recht lebhaft für sie interessiert . . .

Nach eingenommenem Imbiß sind der Hans und die Moni mitsammen fort. Gaben sich die Stadt noch ein wenig anschauen wollen, ehe es Nacht worden ist. Das alte Männlein ist auch aufgebrochen und ist, auf seinem Sadelsteden gestützt, den Weiden in geringer Entfernung nachgehumpelt.

„Wie — wart ein bißl heraußen!“ sagt die Moni zum Hans, wie sie eben am Kapuzinerkloster vorbei kommen. „Ich möcht grad g'schwind a Mess' aufschreiben lassen.“

Sie verschwindet im Klostergebäude, während der Hans vor demselben stehen bleibt. Das inzwischen näher gekommene alte Männlein humpelt auch ins Kloster. Der große, kahle Raum, in dem ein vor einem Schreibpult stehender Kapuziner die Mess' aufträge entgegennimmt, ist vollgepropt von Wallfahrern. Jedes hat sein eigenes Anliegen und vertraut dies dem Ordensmann an. Endlich, nach langem, ungeduldigem Warten kommt auch die Moni dran. „Für wen und nach welcher Meinung?“ lautet die gewohnheitsmäßige Frage.

Leise und zaghaft kommt es von des Dirndls Lippen: „Für den Josef Kachelhuber um eine glückselige Sterbstund.“

Laut, deutlich wiederholt der Kapuziner beim Niederschreiben jedes einzelne Wort.

„Und für mich schreibens gleich ein Lob- und Dankamt auf, für dies, daß ich noch zur rechten Zeit sehend worden bin!“ beauftragt ihn nun das alte Männlein mit schier ganz frohlockendem Tone.

„Wie ist der Name?“

„Braucht keinen Namen — schreibens nur für eine gewisse Person!“

Damit wirft der anscheinend sehr Erregte einen Taler auf das Pult und verschwindet schleunigst.

Die Moni hat eigentlich gar nicht recht aufgepaßt auf das Männlein, nur die Stimme ist ihr fast ein wenig bekannt vorkommen. Schier wie wenn es dem Kachelhuber die seine gewesen wäre. Hinterher hat sie aber dann lachen müssen über eine solche Mutmaßung. War ja ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, daß es ihr Hochzeiter sein hätte können. Der ist ja gar nicht mit dem „Kreuz“ gangen, ist daheim zutiefst im Bett drin gelegen. Und überdies hat der ein glattrasiertes Gesicht gehabt, währenddem das kleine Mannl einen schwarzen Schnurrbart g'habt hat, soviel sie flüchtig seh'n hat können. Und — Augengläser hat der Kachelhuber auch keine getragen, blaue schon gleich gar nicht, weil er doch noch ganz g'sunde Augen gehabt hat. Drum hätte er auch, abgesehen von allem anderen, keine Ursach gehabt, ein Dankamt für seine wiedererlangte Sehkraft aufschreiben zu lassen, wie dies das Mannl tan hat . . .

„Ja, ja — schau mich nur an, Moni! Ich bins schon!“ blinzelt der alte Kachelhuber voll tüdischer Schabenfreude seiner jungen Braut zu, die ihn mit weit aufgerissenen, ungläubigen Augen anstarrt. Er hat sich ihr eben, als sie sich bei Einbruch der Dunkelheit mit dem Hans wieder in der „Alten Post“ eingefunden hatte, vorgestellt. In seiner wahren Gestalt, ohne den falschen

bart und die blauen Augengläser, was er erst zu seiner Verkleidung nötig hatte.

„Siehst es, ich hab mich doch noch aufg'rafft und bin auch noch wallfahrten gangen. Heißt das, wallfahrten g'fahr'n bin ich — mit der Eisenbahn. Hat sich auch g'loht, die Wallfahrt — hähähäh! Die Muttergottes hat mir die Augen aufgeh'n lassen — alurat noch zu der rechten Zeit. — Mehr werd ich Dir jetzt wohl nimmer zu sagen brauchen, gelt, nein?“ schließt der Alte mit einem bedeutungsvollen Blick auf des Dirndls treuen Begleiter.

Nein, mehr brauchte er wirklich nimmer zu sagen. Die Moni hatte, nachdem sie sich vom ersten Schreden etwas erholt hatte, den Braten sofort gerochen . . . Also hatte sie sich doch nicht getäuscht vorhin? War es doch dem Kachelhuber seine Stimme, die ihr im Kloster so bekannt vorkam? Und — mein' liebe Frau — dann hat er es ja auch mit angehört, in welcher Meinung sie ihre Messe aufschreiben hat lassen! — Jetzt ist's erst ganz gefehlt gewesen! Wie sie aber auch so dumm und so unvorsichtig sein hat können! Sie hätte sich's doch schier denken können, daß, wenn so ein alter Krauterer von der Eifer sucht plagt wird, er auf allerhand Schliche verfällt, und hätte ihr Verhalten danach einrichten können . . . Hätte ihre Sache schlauer anpacken können . . .

Nein, nein, nein — gemeint hat sie im ersten Augenblick schon, sie muß in den Innfluß 'neinspringen vor lauter Gift und Scham. Weil sie aber dann der Hans gar so schön und so gut zu trösten verstanden hat, ist sie dann doch wieder anderen Sinnes geworden. Hat sie sogar der Uebermuthsweusel noch gepakt . . .

Und wie sie am nächsten Tag von der Wallfahrt zurückgekommen und ihrer Mutter erste Frage die gewesen ist: „Na, hast Du nachher recht fleißig bel', Moni, damit Dir die Muttergottes drunter hilft, daß Du Dein'n Hans bald heiraten kannst?“ da hat das Dirndl lachenden Mundes gesagt: „Fleißig hab ich bel', Mutter, und Erhörung hab ich auch schon g'funden: heut in drei Wochen haben wir Hochzeit, ich und der — Hans.“

Kleines feuilleton.

Die Papierkörbe. Sie wollten da draußen im äußersten Zipfel der Niesenstadt schon immer hoch hinaus. Das kleine, häßliche Enklein, das gern ein schöner, stattlicher Schwan werden wollte, hatten sie sich zum Vorbild genommen. Und so trugen sie denn die Rasen schon von jeher einen guten Zoll höher, als die Herren Bettern aus den Nachbargemeinden. Natürlich taten das nur diejenigen, die es sich leisten konnten: die Alleingeseßenen, die Herren Handwerksmeister, die Beamtschaft und das Spekulantentum. Die kleinen Leute hatten, wie anderswo, das Maul zu halten und Steuern zu zahlen.

Dafür arbeiteten aber auch die Hochnäsigen unausgesezt an der „Gebung“ der Gemeinde. Sie ließen sich die unglaublichsten Kontrakte von den großen Verkehrsgeellschaften der benachbarten Niesenstadt ans Bein binden, um durch Verlängerung der einen oder anderen Straßenbahnlinie den Bodenpreis ein wenig zu erhöhen oder sonst einen kleinen Vorteil in die eigene Tasche gleiten zu lassen. In der Gemeindevertretung war man immer splendoriger geworden, hatte im Laufe eines Jahres bereits einen neuen Nachtwächter eingestellt und drei Kehrbesen, zwei Schaufeln und eine Bedürfnisanstalt bewilligt. Die letztere, die aus Bequemlichkeitsrücksichten am äußersten Ende des Ortes errichtet worden, war sogar vom Bürgermeister in höchst eigener Person eingeweiht worden.

Jetzt wollte man den auf den Straßen lustig umherflatternden Papierfetzen zu Leibe gehen. Man hatte manche geheime Sitzung in der Gemeindevertretung mit der Beratung über diese Angelegenheit ausgefüllt. Erst wollte man einen staalich geprüften Lumpensucher in den kommunalen Dienst stellen; dann zeigte man Lust zur Erbauung eines Krematoriums für überflüssiges Papier. Schließlich aber siegte die Idee, welche die Aufstellung von Papierkörben in den belebtesten Ortsgegenden empfahl. Man einigte sich auf sechs Papierkörbe — die eigentlich besser hätten Papierkästen genannt werden können, denn sie bestanden ganz aus Holz. Damit der Wind oder frebelhafte Menschenhände diesen Papierbehältern nichts anhaben könnten, wurden ihre Füße einen Meter tief in den Erdboden versenkt, und dieser fest und glatt mit Steinen beplastert.

Jetzt war der Ort wieder um eine Sehenwürdigkeit reicher. Alles bestaunte die grün, gelb und rot bemalten Kästen, die wie Niesenfürbisblüten an den Straßenecken über Nacht erblüht waren. Die Großen gingen mit lächelnder Ehrfurcht an ihnen vorüber. Die Kinder aber fackten sich an den kleinen, schmutzigen Händen und tangten einen übermütigen Ringelreihen um das neue Spielzeug, das ihnen eine hochwohlthöbliche Gemeindevertretung beschert hatte. Die aber war selbst stolz auf ihr Werk und beauftragte ein Mitglied der Baukommission mit der ständigen Inspizierung der sechs Papierbehälter.

Nachdem so die erste Neugier ihr Mütchen an ihnen gekühlt, führten die sechs Papierkörbe fortan ein beschauliches Leben. Der Regen wusch ihnen die dünne Farbe von den Holzwanzen und der Wind wehte die ersten gelben Blätter raschelnd um ihre vergrabenen Füße. Alles Mögliche bekamen die sechs Papierkörbe zu sehen, — nur kein Papier. Das trieb sich nach wie vor in den Straßen herum, zwangte sich flatternd in die Maschen des Draht-

gestechtes an den Vorgärten oder ließ sich gar vom Wind zu kleinen Bergen, rund um die Papierbehälter herum, zusammenwirbeln. . . . Es ging also besagten Papierkörben genau so, wie manchem Menschen: sie hatten ihren Beruf verfehlt.

Doch ein verfehlter Beruf ist noch immer nicht das schlimmste. Die Papierkörbe begnügten sich damit nicht; sie erregten sogar zum Teil noch öffentliches Aergernis. Und das kam so: den einen Papierbehälter, der sich in der Nähe des Kinderspielflases befand, hatten die Kleinen im Spieleifer als Raubritterburg benutzt, die als Bühne für die Schleichigkeiten der Burgenbewohner in Flammen aufgehen mußte. Streichhölzer waren rasch bei der Hand, das trodne Holz fladerte bald in qualmender Flamme, die in all den großen, starrenden Kinderaugen leuchtend sich spiegelte und schließlich die freiwillige Feuerwehr des Ortes auf den Plan rief. Den zweiten Papierbehälter hatte eine Ziege, die man in der Nähe angepflockt hatte, so bedenklich angeknabbert, daß zwei Wände dringend einer Reparatur von fachkundiger Hand bedurften. Am dritten Papierbehälter hatten böse Bubenhände drei der in den Erdboden versenkten Füße an den Stellen, wo diese die Kästen trugen, durchgefägt. Als nun eines schönen Tages ein Schlächtermeister sein etwas übermütiges Pferd an dem Papierbehälter festband, riß der Schimmel mit kurzem Ruck auch den vierten Fuß ab und ging, den polternden Kasten neben sich her schleifend, mit dem Wagen durch. Im vierten, in der Nähe der großen Friedhöfe aufgestellten Papierbehälter fand der Ortspolizist eines Morgens ein neugeborenes Kind, das er, nach Aufnahme eines umfassenden Protokolls, pflichtschuldigst auf das Amt brachte. Der fünfte Papierbehälter, der seinen Stand an der Reichbildgrenze des Ortes hatte, und zwar an der, die der Bedürfnisanstalt entgegengesetzt lag, war von ruchlosen Individuen zu Zwecken benutzt worden, die sonst nur in Bedürfnisanstalten erfüllt werden können; im übrigen war dieser Papierkorb der einzige, in dem man Papier vorfand, als sich der Deputierte der Baukommission eingehend mit dem Inhalt des Behälters beschäftigte. Der sechste Papierkasten schließlich war spurlos verschwunden. Nur die Weinstümpfe ragten noch fingerbreit über dem Erdboden heraus. Und über diese Weinstümpfe fiel der Herr Gendarm der Länge nach auf seine Nase, als er schärfer nach dem Verbleib des verschwundenen Kommunal-eigentums ausschähen wollte. —

Man hat da draußen im äußersten Zipfel der Riesenstadt keine neuen Papierkörbe mehr aufgestellt, obwohl der Baudeputierte den Vorschlag machte, die Ränder der Körbe mit Stacheldraht zu benageln, damit wenigstens ein Teil der verübten Ruchlosigkeiten nicht wieder vorkommen könne. Nun läßt man das Papier wehen, wohin es der Wind treibt. Die Hochstapler aber sind überzeugter denn je von ihrer Meinung, daß der „Pöbel“ es gar nicht wert ist, in einer „gehobenen“ Gemeinde zu wohnen. —

Kulturgeschichtliches.

Etruskische Zahnärzte vor 2300 Jahren. In der italienischen Zeitschrift für Zahnheilkunde beschäftigt sich Professor G. Galli in einem Aufsatz, den die „Frankfurter Zeitung“ auszugsweise wiedergibt, mit künstlichen Zahnarbeiten, die im 4. Jahrhundert v. Chr. hergestellt wurden. Der Gelehrte gründet seine Studien auf einen Schädel, der in der Metropolis der etruskischen Stadt Falerni aufgefunden wurde. Die Zahnarbeit rührt nach Galli ohne Frage von einem Etrusker her. Sie besteht aus vier goldenen Kapseln, von denen zwei natürliche Zähne bedecken und ihnen als Stütze dienen, während die anderen zwei als künstliche Zähne verwendet sind — also eine kunstgerechte Brückenarbeit. Es scheint daher, daß die Etrusker, gerade so wie die heutigen Amerikaner, es nicht verschmähen, ihre Zähne in Goldeinfassung zu zeigen. Dieses Volk muß auch den Mastig gekannt haben, um die Höhlen der künstlichen Zähne zu füllen. Und daß sich das alles durch ungefähr 2300 Jahre vollkommen erhalten hat, zeugt gewiß von einer guten Arbeit. Galli schließt seine Arbeit, indem er feststellt, daß die Technik der Zahnarbeit in den Einzelheiten wohl die größten Fortschritte zu verzeichnen hat, daß aber die Grundlagen schon längst gelegt wurden: das modernste Bridge Work der Amerikaner ist somit eine Neuigkeit, — die 400 bis 600 Jahre vor Christi bei den Etruskern bekannt war.

Ethnographisches.

Die Pfeifsprache. Die Bewohner von Gomera, einer der Kanarischen Inseln, sind imstande, vermittelt Pfeifens jede beliebige Unterhaltung zu führen auf Entfernungen, in denen das gesprochene und geschriebene Wort verhallt. Diese Pfeifsprache besteht nicht etwa bloß aus verabredeten Pfiffen, sondern jede einzelne Silbe hat einen besonderen Ton. Das Pfeifen geschieht mit den Lippen, die entweder gespitzt oder in die Breite gezogen werden, und der Zunge; manche Leute bedienen sich dabei, wie auch bei uns, eines oder zweier Finger. In der Literatur befinden sich nur wenige Bemerkungen über diese merkwürdige Sprache; Professor Dr. Karl Fritsch erzählt, daß beim Weihnachtsfest 1862 die Leute einen Freudenpsalm in der Kirche, anstatt zu singen, gepfiffen haben. Schon in der Geschichte der Entdeckung der Kanarischen Inseln, die Anfangs des 17. Jahrhunderts von französischen Geistlichen geschrieben wurde, findet sich ein Hinweis auf die Pfeifsprache, indem von den Gomeros gesagt wird, sie sprächen mit den Lippen, als hätten sie keine Zunge. Ueber die Entstehung dieser

Sprache sind die Meinungen geteilt. Der Naturforscher Quevedo, der eingehende Beobachtungen darüber machte, ist der wahrscheinlich richtigen Ansicht, die Pfeifsprache sei lediglich ein Produkt der eigenartigen örtlichen Verhältnisse von Gomera. Die Insel ist stark zerklüftet; Leute, die in der Luftlinie ganz nahe beieinander sich befinden, müßten stundenweite Umwege machen, um zueinander zu kommen und sich sprechen zu können; sie bedienen sich deshalb seit altersher zur Verständigung gellender Pfiffe, aus denen sich allmählich eine förmliche Pfeifsprache entwickelt hat.

Humoristisches.

— **Wirtschhausochkunst.** Kellner: „Der Herr Maher schickt den Gastbraten zurück, er möchte doch lieber Roastbeef haben.“

Köchin: „Na, wie oft soll ich denn noch eine andere Sauce drauschütten!“

— **Nicht unterzukriegen.** Mann: „Aber liebe Amalie, was sollen sich denn die Kinder denken, wenn ich Dir immer nachgeben muß?“

— „Die werden sich höchstens ein gutes Beispiel daran nehmen!“

— **Mißverstanden.** Alte Jungfer: „Nicht wahr, man kann ja bei so warmen Nächten das Fenster offen lassen?“

Bauer: „Freili', freili', 's Loaterl steht im Hof hinten.“

— **Maßstab.** Bauer (beim Arzt, der nach der Untersuchung ein medizinisches Buch zur Hand nimmt): „Herrgott, is dös diä . . . die Sach' mag mi' 'schö' was kosten!“

— **KleinStadt.** Zeitungsverleger (zum Seher): „Wegen der falschen Kriegsnaohricht brauchen wir kein Dementi zu bringen, das bring' ich heut' abend am Stammtisch schon in Ordnung!“
(„Regendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Das Berliner Opernhaus wird in der kommenden Spielzeit folgende Novitäten bringen: „Madama Butterfly“ von Puccini, „Thérèse“ von Massenet, „Donna Diana“ von Reznicek, „Dalibor“ von Smetana.

— Die Direktion der Vorking-Oper in Berlin hat den Konkurs angemeldet.

— **Verbot eines Revolutionsdramas in Helsingfors.** Wie dem „Börsen-Courier“ aus Helsingfors gemeldet wird, ist die Aufführung des Dramas der russischen Schriftstellerin Lejar „Der Eisgang“, das am dortigen finnischen Theater zur Darstellung gebracht werden sollte, von den finnischen Behörden verboten worden. Das Drama behandelt Vorgänge in Petersburg und Moskau während der Periode der Revolution; Heldin ist die Tochter eines Großindustriellen, die sich der revolutionären Partei angeschlossen hat. Das Verbot erfolgte, als das Publikum bereits im Theater versammelt war und der Vorhang sich eben heben sollte. Das reaktionäre Vorgehen der Behörden verursachte in Helsingfors große Erregung.

— **Einen Ferienkursus für Lehrer und Lehrerinnen ohne Unterschied der Staats- und Vereinsangehörigkeit und der Konfession** veranstaltet der Berliner Lehrerverein vom 30. September bis zum 12. Oktober an der Berliner Universität. Es werden Vorlesungen über Philosophie (Professor Dr. F. Menzer: Grundzüge der Ästhetik), Deutsche Sprachgeschichte (Professor Dr. M. Herrmann), Geschichte (Dr. G. Roloff), Kunst (Direktor Dr. F. Jessen), Astronomie (Fr. Rittenpart), Paläobotanik (Professor Dr. S. Potonié), englische und französische Literatur (Universitätslektor F. S. Delmer bzw. Sprachlehrer E. Dancre) gehalten werden. Von Professor Dr. L. Plate wird ein praktischer Kursus im Mikroskopieren und Präparieren von Tieren veranstaltet werden. Alles nähere ist durch den Geschäftsführer der Ferienkurse, Lehrer Mebhuhn, Berlin, Hufelandstr. 23, zu erfahren.

— Eine deutsche Erziehungsausstellung wird seitens des Freiwilligen Erziehungsvereins für schulentlassene Jungen in Berlin in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten vom 9. bis 24. November d. J. veranstaltet werden.

— Die „Schülerwerkstätten für Kleinplastik“ zu Berlin haben sich im Laufe der letzten Jahre derartig weit über den ursprünglich vorgesehenen Rahmen hinaus entwickelt, daß der Name der Anstalt sich nicht mehr mit ihrem Programm deckt. Während bei der Gründung nur plastische Kunst gelehrt wurde, wird jetzt das gesamte Gebiet des Kunstgewerbes in das Bereich der Unterweisungen gezogen. Die Leitung hat daher beschlossen, vom 1. Oktober den nicht mehr ganz zutreffenden Namen zu ändern und die Anstalt, die dann auch räumlich um über das Doppelte vergrößert sein wird, kurz „Schule Reimann“ zu nennen mit dem Untertitel „Ateliers und Werkstätten für Kleinkunst“. Mit der „Schule Reimann“ wird dann auch eine ständige Ausstellung verbunden sein, die für das Publikum kostenlos zugänglich ist.